

Das Räthsel von Elvershöf.

Roman von Reinhold Ortman.

(13. Fortsetzung.)

„Sie haben recht,“ flüsterte er zurück, „ich muß fort. Aber nicht auf lange! Ich habe Ihnen noch viel, noch unendlich viel zu sagen. Sie können ja nicht ahnen, was dieser Abend für mich bedeutet.“

Er hatte noch mehr hinzufügen wollen, aber der Nachtwind bewegte einen schlecht verwahrten Fenstersügel in ihrer Nähe, und das schwache knarrende Geräusch reichte hin, Prosper mit tödlichem Schrecken zu erfüllen. „Gute Nacht — vergessen Sie mich nicht!“ raunte er ihr noch zu; dann war er lautlos, wie er vorher aufgetaucht war, wieder in der Dunkelheit verschwunden.

Räthe aber hatte es noch gar nicht eilig, das Fenster zu schließen. Sie sah zu den funkelnden Sternen empor, als wollte sie in ihnen die Antwort lesen auf eine geheimnißvolle Frage oder die Lösung eines dunklen Räthfels, mit dessen Ergreifung sich ihr scharfer Verstand vergebens abmühte. Die Minuten verrannen und die kühle Nachtluft machte sie erschauern, ohne daß sie es auch nur bemerkt hätte. Erst als gerade über ihr eine Sternschnuppe in leuchtendem Bogen am Himmel dahinschoß, fuhr sie aus ihren grübelnden Träumen auf.

„Wenn es doch in Erfüllung ginge!“ murmelte sie. „Ein Jahr — ein ganzes Jahr haben Sie sich dem Tode gewidmet! Entsetzlich! Und doch, um solchen Preis!“

Erst jetzt spürte sie die unbeagliche Kühle. Sie schloß das Fenster und ließ die Vorhänge herab. Ein Blick auf die Uhr belehrte sie, daß Mitternacht bereits vorüber war, und sie entsetzte sich rasch. Bald verriethen ihre tiefen Athemzüge, daß sie entschummert sei. Aber es konnte kein ruhiger und erquickender Schlaf sein, der sie umfing. Wie von töpferischen Scherzern oder von bangsüchtigen Vorstellungen gepeinigt, warf sie sich von der einen Seite auf die andere, bald tief aufschreiend, bald heftige, unverständliche Worte murmelnd. Und dann fuhr sie plötzlich mit einem angestrengten Schrei aus den Kissen empor: „Rein, Rudolph — geh noch nicht! Bleib, hör mich an! Ich will es ja thun, ich will Dir ja folgen — nur das darfst Du nicht — nur das nicht! Ich will es nicht auf meinem Gewissen haben.“

Sie sah aufrecht im Bett, mit weit geöffneten, werten Augen. Minuten vergingen, ehe sie wieder mit voller Klarheit zwischen Traum und Wirklichkeit zu unterscheiden vermochte, aber auch jetzt noch lastete die Erinnerung an den entsetzlichen Traum wie ein Alp auf ihrer Brust.

Sechzigstes Kapitel.

Länger als eine halbe Stunde hatte Doktor Harmen wieder bei dem Patienten verweilt, dessen Schicksal ihm wohl ungleich mehr als das seiner übrigen Kranken am Herzen liegen mußte, da er ihm einen so großen Theil seiner knapp bemessenen Zeit widmete. Nun trat er aus der geschmacklos aufgezupften „guten Stube“, welche die opferwilligen Wirtin ihrem Miether seit seiner Erkrankung eingeräumt hatten, mit weniger erheitertem Miene, als es nach seinen Besuchen während der voraufgegangenen vier Tagen der Fall gewesen war.

„Seien Sie guten Muthes, wir werden ihn durchbringen! Er hat die Natur eines Riesen, und die nervösen Erscheinungen, die anfangs so bedrohlich in den Vordergrund traten, hatten mich verführt, den ganzen Anfall für viel schwerer zu halten, als er es glücklicherweise in Wahrheit zu sein scheint. Auch die Theilnahmlosigkeit, die Sie jetzt noch beunruhigt, wird bald verschwinden, und ist erst die Regsamkeit des Geistes wiedergekehrt, wird auch die Sehung der töpferischen Kräfte nicht mehr lange auf sich warten lassen.“

Diese tröstlichen Worte waren an eine junge Dame gerichtet, die mit dem Arzte aus dem Krankenzimmer gekommen war und deren große blaue Augen jetzt mit stummer Frage die feintgen gesucht hatten. Man konnte dem Gesicht des Doktors unsicher die Freude ansehen, die er darüber empfand, ihr eine so gute Auskunft geben zu dürfen, und am Ende war es auch gar nicht schwer zu begreifen, daß ihm das beglückelnde Aufleuchten dieser klaren Augen und der dankbare Druck der kleinen weichen Hand, die sich ihm unbefangen entgegenstreckte hatte, als ein sehr annehmbares ärztliches Extrahonorar erschienen.

„Ich habe niemals die Hoffnung verloren, daß er genesen würde,“ antwortete ihm eine weiche, volltönende Stimme in seiner leeren Deutlichkeit, doch mit jenem eigenhüchlichen fremdartigen Tonfall, der sich so sehr in das Ohr des Hörers einschmeicheln kann, wenn er aus dem Mund eines holden jungen Weibens kommt; „aber Sie haben gewiß sehr viel dazu beigetragen, Herr Doktor, daß er sich schon so bald zum Besseren wendet und ich danke Ihnen dafür von Herzen.“

„Mein liebes Fräulein, es ist wirklich nicht der Rede werth, was ich

dazu thun konnte, auch wollen wir noch nicht zu früh triumphiren. Die Genesung wird unter allen Umständen sehr langsam fortschreiten, und bei der Natur der Krankheit ist die Möglichkeit neuer Komplikationen in ihrem Verlaufe keineswegs ganz ausgeschlossen. Nur die äußerste Vorsicht und Sorgfalt in der Wartung des Kranken wird ihn glücklich an diesen gefährlichen Klippen vorbeiführen, und ich würde viel weniger zuversichtlich sein, wenn er nicht Sie und seine bewundernswürdige Mutter zu Pfliegerinnen hätte.“

Ein anmuthiges Lächeln erschien auf dem schönen, blühenden Antlitz der jungen Fremden. „Darf denn ein Arzt auch schmeicheln, Herr Doktor? Sie sollten uns vielmehr tüchtig schelten, wenn wir irgend etwas versehen; denn mir ist's immer, als ob wir uns noch viel zu viel Bequemlichkeit vergönnten.“

„Nun, mein Fräulein, wenn jemals ein Selbstvorwurf underechtigt war, so ist es dieser.“

„Welche Liebertreibung! Bei meiner Jugend ist es nichts Besonderes, den Schlaf einiger Nächte zu entbehren. Müßte ich mich nicht schämen, darin hinter einer Frau zurückzustehen, die um sechsunddreißig Jahre älter ist als ich?“ Frau Hallager ist seine Mutter, und in Bezug auf das, was Mutterliebe zu leisten vermag, habe ich mir in meiner ärztlichen Praxis schon längst das Stauen angeeignet.“

„Und eine Schwester, meinen Sie, sollte weniger opferwillig sein dürfen? Es wäre traurig, wenn die Erfahrung Sie zu diesem Schluß geführt hätte, Herr Doktor!“

Er sah sie aufmerksam an, und ruhig ertrug sie den prüfenden Blick seiner Augen, wohlwollenden Augen. „Meine Erfahrungen über die Innigkeit geschwisterlicher Verhältnisse waren sehr verschiedener Art, Fräulein Thyra. Aber sie kommen für unseren Fall ja auch eigentlich gar nicht in Frage, denn Sie sind doch nicht Herrn Hallagers's leibliche Schwester, nicht wahr?“

Es war ihm, als ob ihre Wangen sich etwas höher gefärbt hätten; aber das konnte recht wohl auch eine Täuschung sein; denn ihre Stimme hatte ganz den alten unbefangenen Klang, als sie erwiderte: „Nein, seine leibliche Schwester bin ich nicht. Aber wir sind als Geschwister aufgewachsen, und soweit meine Erinnerungen in die Kindheit zurückreichen, sind sie mit ihm verknüpft. Daß wir nicht blutsverwandt sind, hat daneben doch wohl nichts zu bedeuten.“

„Nicht für Sie, mein liebes Fräulein, wie ich ja mit immer neuer Bewunderung tagtäglich sehen kann. Aber wenn Ihnen dieser junge Herr da drinnen jemals vergessen könnte, was Sie jetzt für ihn thun, dann müßte er der undankbarste Mensch auf der Erde sein!“

Sie lächelten beide und drückten sich noch einmal wie gute alte Freunde die Hände.

„Ich muß heute leider ziemlich weit über Land,“ fügte der Doktor, sich zum letzten Mal verabschiedend, hinzu, „aber der Eintritt irgend eines bedrohlichen Zwischenfalls steht glücklicherweise nicht zu befürchten, und so wie ich zurückkomme, spreche ich natürlich wieder vor. Im übrigen thun Sie auch weiter, was Ihnen als das Zweckmäßigste erscheint, und es wird sicherlich das Zweckmäßigste sein.“

Er ging, um seinen Wagen zu besteigen; Thyra aber lehrte in das Krankenzimmer zurück, durch dessen halbgeöffnete Fenster die würzige Sommerluft hereinströmte. Das Bett stand an der gegenüberliegenden Wand, und Eril Hallagers's Haupt ruhte bleich auf dem weichen Kissen. Mit seinen schlaffen, verfallenen Zügen und seinen geschlossenen Augen mußte er denen, die ihn über alles liebten und die ihn vor einer kurzen Reise von Monaten in der Fülle der Kraft und Gesundheit hatten scheitern sehen, wohl einen unglücklich traurigen Anblick gewähren. Aber diese beiden Frauen hatten die heldenmüthige Tapferkeit, ihre bange Befürchtungen hinter ruhigen, beinahe heiteren Mienen zu verdecken, damit eines dem anderen die herbe Prüfungszeit nicht ohne Noth noch schwerer und grauamer mache.

Frau Hallager sah in der Nähe des Fensters, doch so, daß ihr keine Bewegung des Kranken und keine Veränderung in seinem Aussehen entgehen konnte. Sie war eine große, stämmige Frau in der Mitte der Fünfzig, mit reichem, nur an den Schläfen leicht ergrautem Haar und einem regelmäßigen, doch frischen Gesicht, dessen Züge ebensoviel Energie als Herzengüte widerspiegelten. Wenn sie die Tochter eines Bauern war, wie Eril mit freudigem Stolz gegen Editha geäußert, so hatte sie wahrscheinlich keine Ursache, sich die-

fer ihrer Abstammung zu schämen. Nicht nur ein kraftvoller, sondern auch ein prächtiger und edler Menschen-schlag mußte es sein, aus dem sie hervorgegangen war, denn ihre ganze Erscheinung trug das Gepräge einer natürlichen Vornehmheit und Würde.

„Du hast Dich draußen mit dem Arzt unterhalten, Thyra?“ fragte sie halblaut in norwegischer Sprache. „Er hat meine Vermuthung bestätigt, nicht wahr? Auch er findet, daß es besser geht?“

„Ja, liebe Mutter! Er sagt, daß wir guten Muthes sein dürfen, denn er glaubt nicht mehr an eine ernste Gefahr.“

„Ich wußte es,“ war Frau Hallagers's ruhige Entgegnung. „Und in dieser Nacht werde ich allein wachen. Es ist genug, daß ich Dich wecke, wenn ich Deiner bedarf.“

Es war offenbar nicht Brauch zwischen ihnen, viele Redensarten zu machen, denn das junge Mädchen neigte ebenso freundlich zustimmend das Haupt, wie sie es ohne Zweifel gethan haben würde, wenn ihr die Nachtwache zugetheilt worden wäre. Mit unhörbaren Schritten ging sie an das Lager des Kranken, strich ihm das etwas verschobene Kissen zurecht und neigte seine Lippen mit einem Trante, den sie vollkommen geräuschlos aus den auf dem Nachttischchen stehenden Gläsern gemischt hatte. Als sie ihre weiche Hand sanft unter seinen Kopf schob, um ihn ein wenig zu erheben, öffnete Eril Hallager langsam die Augen. Aber es war ein leerer, ausdrucksvoller Blick, und über die hohe Pfliegerin hinstrifte, und schon in der nächsten Sekunde hatten sich die schweren Lider wieder geschlossen.

„Wißt Du ihn fragen, Thyra, ob er Dich kennt?“

„Nein, Mutter. Der Arzt sagt, daß wir ihm vor allem Ruhe gönnen müssen, und darin hat er gewiß recht. Auch glaube ich sicher, daß Eril uns schon gestern erkannt hat, als er zum ersten Mal aus seiner langen Bewußtlosigkeit erwachte. Er ist wohl nur noch zu schwach, um sich irgend welche Gedanken darüber zu machen.“

Sie war zu Frau Hallager getreten, die vorsichtig, als hätte sie äußerst zerbrechliche Kostbarkeit in den Händen, die Wälder eines Stizzenbuchs umwendete.

„Stieh, das habe ich heute gefunden. Er würde uns gewiß erlauben, es anzusehen, wenn er gesund wäre. Es möchte ihm ja immer so große Freude, uns seine Studien und Entwürfe zu zeigen. Wie fleißig er gewesen sein muß! Das nahezu vollendete Gemälde da drinnen — und diese Ummenge von Stizzen.“

Thyra sah ihr über die Schulter, doch erst nach einem kleinen Zaudern, als fürchte sie trotz der beruhigenden Worte ihrer Pflegemutter, eine Inbiskreion zu begehen. Nun aber war ihre Aufmerksamkeit sehr schnell gefesselt.

„Welch ein wunderschönes Gesicht! Und da ist es noch einmal — und dort? Wie viele Freude muß Eril daran gehabt haben, diesen schönen Kopf so oft zeichnen zu dürfen!“

„Wahrhaftig, drei-, vier-, fünfmal! Und hier die ganze Figur, eine Dame im Reittelde neben ihrem Pferde. Etwas Vornehmes also! — Aber sindest Du es nicht leistungsfähig, Thyra, daß eine vornehme Dame sich von ihm so häufig als Modell hat benutzen lassen?“

„Aber wenn Eril sie darum gebeten hat, ließe Mutter! Wer ein so schönes Gesicht hat, wie diese junge Mädchen, würde sehr unrecht daran thun, einem Maler solche Bitten abzuschlagen.“

„So? Meinst Du das? Auch Du würdest also jedem ersten besten wildfremden Künstler dazu stillhalten, daß er Dich nach seinem Belieben ein halbes Duzend Mal porträirt, nur weil er Dir sagt, daß er Dich schön findet?“

Mit einem holden Kinderlächeln schüttelte Thyra das blonde Köpfchen. „Ich bin wohl sicher davor, daß mir dergleichen geschieht. Außerdem aber wissen wir gar nicht, ob Eril für die schöne vornehme Dame nur ein wildfremder Künstler gewesen ist. Er hat uns in den vier Monaten so wenig über seinen Umgang und seine Lebensweise geschwiegen —“

„Ja, ganz gegen seine frühere Gewohnheit. Aber wenn etwa diese hier zu seinem Umgang gehört haben sollte, so würde ich mich sehr wenig darüber freuen!“

„Wie? Findest Du sie denn nicht auch bewundernswürdig schön?“

„Sie hat ein stolzes, hochmüthiges Gesicht, das wenig Herz verräth.“

Sie unterbrach sich, denn eben pochte es leise an die Thür des Krankenzimmers, und eine behutend gedämpfte Stimme wisperte durch den Spalt: „Das gnädige Fräulein von Elvershöf ist unten und fragt, ob sie nicht eine von den Damen sprechen könne. Sie möchte gern von Ihnen selber hören, wie es dem Herrn Maler geht.“

Thyra warf einen fragenden Blick auf Frau Hallager. „Ein gnädiges Fräulein von Elvershöf? Ich kenne sie nicht; aber da sie so freundlich ist, sich nach Eril zu erkundigen, muß ich doch wohl hinuntergehen, ihr Auskunft zu geben.“

„Gewiß, mein Kind, ich bitte Dich

darum. Denn ich — Du weißt es ja — kann mich mit der deutschen Sprache noch gar zu schlecht beifehen.“

n dem niederen, dumpfen Raum zu ebener Erde, der dem waderen Ehepaar Hennig als Wohn- und Schlafgemach diente, stand Editha wartend am Tische, die königliche Gestalt in ein einfaches schwarzes Trauerkleid gehüllt.

Sobald Thyra auf der Schwelle erschien, ging sie ihr lebhaft um zwei Schritte entgegen. „Ich danke Ihnen, mein Fräulein, daß Sie meine Bitte erfüllt haben. Ich konnte mich nicht länger auf die dürftigen Nachrichten beschränken lassen, die mir durch Doktor Harmens zukamen. Es ließ mir keine Ruhe — doch ich vergaß, daß Sie mich ja noch gar nicht kennen. Ich heiße Editha v. Vinde-rode. Und Sie sind Fräulein Thyra Jensen — Herrn Hallagers's Pfliegerin, nicht wahr?“

Mit dem ersten Blick hatte Thyra in der schönen, vornehmen Fremden das Original der Porträtzeichnungen erkannt, die sie soeben in Erils Stizzenbuche bewunderte. Und sie wußte nicht, wie es kam, daß diese Entdeckung ihr ein eigenthümlich bestimmendes Gefühl verursachte, und daß auch sie in dem klassisch regelmäßigen Antlitz für einen Moment einen kalten, grauamen Zug zu sehen glaubte. Aber es war in der That nur für einen Moment. In derselben Sekunde schon hatte ihre gesunde Natur die ihrhörige Unwohlthat überwinden, und in voller Unbefangtheit legte sie ihre Rechte in die dargebotene Hand der Besucherin.

„Ja, ich bin es,“ sagte sie einfach. „Wußten Sie denn etwas von meiner Existenz?“

„Wer könnte mit Hallager befreundet sein, ohne etwas von Ihnen zu wissen! Ich habe wohl keine Stunde in seiner Gesellschaft zugebracht, in der er mir nicht von seinem goldhaarigen Schwessterlein Thyra vorge-schwärmt hätte. Er hat Sie so lieb, daß Sie stolz darauf sein dürfen, mein Fräulein!“

Sie beobachtete die junge Norwe-gerin sehr scharf, während sie in dem liebeswürdigsten Tone zu ihr sprach, und das freundliche Aufleuchten des reizenden Gesichtes konnte ihr darum nicht entgehen.

Aber sie hatte doch vielleicht eine andere Antwort erwartet, als sie ihr zu theil wurde. Denn Thyra erwiderte ohne jedes Anzeichen von Verlegenheit, so wie man etwas ganz Selbstverständliches bestätigt: „Ja, wir haben uns sehr lieb. Auch das-beim am Noranngjord verbringt keine Stunde, wo die Mutter und ich nicht von ihm sprächen.“

„Und Sie hören meinen Namen heute zum erstenmal? Eril hat Ihnen nie von mir geschrieben?“

„Nein — niemals,“ erklärte Thyra aufrichtig. „Aber das ist nicht wunderbar. Seine Briefe kamen zuletzt nur in langen Zwischenräumen und waren sehr kurz. Die Arbeit ließ ihm nicht Zeit, uns viel von seinem Leben zu erzählen.“

„So muß Ihnen mein Besuch allerdings etwas bestemdlich vorkommen, und ich bin ein wenig in Verlegenheit, wie ich Ihnen meine Beziehungen zu Herrn Hallager erklären soll, ohne mich der Gefahr eines Mißverständnisses aussetzen. Durch seinen Aufenthalt in Eichfelde waren wir gewissermaßen Nachbarn geworden, denn die Besitzung Elvershöf, zu der auch dies Dorf hier gehört, ist das Eigenthum meiner Familie. Ich machte durch einen Zufall bei einem Spazierritt die Bekanntschaft Ihres Bruders, als er in unserem Walde malte, und —“

„Und da zeichnete er Sie mit Ihrem Pferde, nicht wahr? Ich sah das Bild vorhin in seinem Stizzenbuche mit all den anderen Porträts, die er von Ihnen gemacht hat, und ich habe Sie natürlich sogleich erkannt. Ich brauchte also gar nicht erst Ihren Namen zu kennen, um zu wissen, daß Sie mit ihm befreundet seien.“

Das klang alles so arglos und offen, daß Editha an ihren ersten Vermuthungen wieder irren wurde. „Diese kleine ist entweder ein Gänschen oder eine Schlang,“ dachte sie, „denn daß sie selber nur schwessterliche Empfindungen für ihn hegen sollte, glaube ich nicht.“

„Aber aber sagte sie mit jenem gewinnenden Lächeln, das gerade auf ihrem stolzen, kalten Gesicht von so besonderer Wirkung war: „Also besser für mich. Fürdiete ich doch, daß Sie mich für recht aufdringlich halten möchten. Und nun, mein liebes Fräulein, lassen Sie mich vor allem erfahren, wie es Ihrem Bruder geht. Die Nachricht von seiner Erkrankung traf mich so überraschend und erschreckend wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Hätten mich nicht schweres persönliches Leid und heilige Pflichten auf Elvershöf zurückgehalten, so wäre ich auf der Stelle hierhergeeeilt. Nun aber lese ich zu meiner Freude auf Ihrem Gesicht, daß es nicht so schlecht um ihn stehen kann, wie Doktor Harmens mich noch vor wenigen Tagen fürchtete.“

Die warme Theilnahme dieses vornehmen jungen Dame für ihren Pflegebruder schien noch immer nichts Auffallendes oder Befremdliches für Thyra zu haben, ja, es machte ihr sogar unmerkbar Freude, über den theuren Kranken mit einem Menschen

sprechen zu dürfen, der sich über die glänzige Wendung in seinem Befinden nicht minder beglückt zeigte, als sie selbst es war. Mit immer gleicher Freundlichkeit antwortete sie auf die zahlreichen Fragen Edithas, und bald war die Baroness über alle die kleinen Ereignisse und Wechselfälle dieser sorgenvollen letzten Tage so genau unterrichtet, als habe sie selber an Eril Hallagers's Krankenbett gesessen.

Jögern nur schickte sie sich nach Verlauf einer rasch verflohenen halben Stunde an, ihren Besuch zu beenden.

„Ich würde glücklich sein, mein liebes Fräulein, wenn ich Sie und Ihre Mutter recht bald auf Schloß Elvershöf willkommen heißen dürfte. Aber ich weiß nicht einmal, ob ich es Ihnen zumuthen darf, denn unser Haus ist gegenwärtig ein Haus der Trauer, und Sie werden sich überdies vorerst wohl nur schwer entschließen, Ihren geliebten Patienten auf längere Zeit zu verlassen.“

„Nein, daran ist für die nächsten Tage und Wochen gewiß nicht zu denken,“ bestätigte Thyra in ihrer ehrlichen Weise. „Gestatten Sie mir also, Ihnen für die angebotene Gastfreundschaft zu danken, wie wenn wir sie wirklich genossen hätten. Sobald es mir das Befinden meines Bruders gestattet, werde ich ihm erzählen, wie viel freundliche Theilnahme Sie ihm heute erwiesen.“

„Nein, Fräulein Jensen, gerade das dürfen Sie unter keinen Umständen thun. Ich habe meine besonderen Gründe, Sie auf das herzlichste um Verschwiegenheit Herrn Hallager gegenüber zu bitten. Ich werde mit Ihrer Erlaubnis noch öfter wiederkommen, mich nach seinem Befinden zu erkundigen, aber er soll davon ebensovwenig etwas erfahren als von meinem heutigen Besuche. Ja, ich erbitte noch mehr von Ihnen als dies. Ich bitte Sie, niemals meinen Namen in seiner Gegenwart zu nennen und alles zu vermeiden, was ihn an mich erinnern könnte. In diesem Interesse viel mehr als in dem meinigen geschieht es, wenn ich ein so sonderbar erscheinendes Verhalten an Sie richte. Später, mein liebes Fräulein, sollen Sie natürlich auch die Gründe kennen lernen, die mich dazu bestimmen. Für jetzt müssen Sie mir versprechen, auch ohne solche Kenntniss meinen Wunsch zu erfüllen.“

„Es ist selbstverständlich, daß ich thun werde, was Sie mir vorschreiben,“ sagte Thyra, ohne ihre Verwunderung zu verbergen; „aber ich glaube, daß es Eril nur Freude machen könnte, von Ihrem Interesse für ihn zu hören.“

„Auch die Freude ist einem Kranken nicht immer nützlich, liebes Fräulein. Und ich wiederhole, daß Sie meine Bitte begreifen werden, wenn ich Ihnen eines Tages alles aufklären darf. Jetzt muß ich fort, da auch mich dahem ein Kranker erwartet. Ich danke Ihnen für den freundlichen Empfang und hoffe, Sie bald wiederzusehen. Leben Sie wohl!“

Sie drückte der jungen Norwe-gin die Hand, nicht ihr noch einmal lebenswürdig lächelnd zu und ging. Thyra fand eine kleine Weile unbewußt, wie Jemand, der ein großes Geheimniß in seinem Herzen ausklingen läßt. Dann stieg sie langsam die steile, knarrende Treppe empor und trat mit unbehörbarem Schritt über die Schwelle der Krankenzube. Frau Hallager hielt noch immer das Stizzenbuche ihres Sohnes in der Hand und betrachtete die Bildnisse der Unbekannten, deren Gesicht ihr trotz seiner Schönheit so wenig hatte gefallen wollen.

Thyra neigte sich zu ihr herab und flüsterte, indem sie auf eines der Porträts deutete: „Sie war eben hier! Und sie ist noch viel schöner, als Eril sie gezeichnet hat. Aber wir dürfen ihm nichts davon verrathen, daß sie hier gewesen ist. Ich mußte es ihr versprechen.“

Frau Hallager blickte auf. Fortschend ruheten ihre klaren Augen auf dem Gesicht des jungen Mädchens, darin sie noch immer hatte lesen können wie in einem offenen Buche. „Was soll diese Heimlichkeit bedeuten? In welchen Beziehungen hat sie zu ihm gethan, daß ihm jetzt ihre Theilnahme verborgen bleiben mußte?“

„Wie hätte ich sie danach fragen dürfen, Mutter! Aber ich glaube, daß sie Eril sehr gut ist. Und es geschah sicherlich nicht bloß aus Höflichkeit, daß sie kam — die bange Sorge um ihn hatte sie hergetrieben.“

Sie sagte das vollkommen ruhig — nur daß ihr Antlitz vielleicht ein wenig ernster war als gewöhnlich. Frau Hallager hatte keine weitere Frage, aber es war ihr anzusehen, daß sie nicht zufrieden war mit dem, was sie erkennen hatte. Noch einmal vertiefte sie sich minutenlang in die Betrachtung der mit liebevoller Sorgfalt ausgeführten Porträts; dann schlug sie das Buch zu und sagte mit einer Entschiedenheit, die sogar einen kleinen Anflug von Härte hatte: „Wenn sie wiederkommt, werde ich selbst sie empfangen. Es verlangt mich danach, sie kennen zu lernen.“

Siebzigstes Kapitel.

Zum zweitenmal innerhalb eines Zeitraums von wenig Wochen hatte das Herrenhaus von Elvershöf das düstere Gepräge eines Leichenbegängnisses gesehen, und zahlreicher noch als bei der Bestattung des alten Barons

war das zur Beifegung seines in rängender Jugendblüthe dahingerafftene Entleerung Trauergefolge gewesen. Mit allen militärischen Ehren hatte man dem Leutnant Erwin v. Vinde-rode zu seiner letzten Ruhestätte geleitet, und es war sehr aufgefallen, daß der Majorats Herr, Prosper v. Vinde-rode, bei den Trauerfeierlichkeiten fehlte. Keiner von allen Gästen hatte ihn zu Gesicht bekommen und Prosper mußte in der That sehr krank sein, wenn er nicht einmal einer so unabwieslichen Pflicht der Pietät, wie es die Theilnahme an der Bestattung seines unglücklichen Veters war, zu genügen vermochte. Zwar hieß es, sein Leiden sei an und für sich keineswegs bedenklich, und der Arzt hätte ihm das Verlassen seines Zimmers wie den Empfang von Besuchern nur mit Rücksicht auf seine durch die letzten Ereignisse etwas überreizten Nerven verboten. Aber es fehlte nicht an geheimnißvollen Andeutungen, die viel Schlimmeres vermuthen ließen, und man begriff den sattsamen Schmerz der bedauerlichen Baronin viel besser, seitdem man sich überzeugt hielt, daß ihre Thränen nicht so sehr dem Schicksal des toten Veters als dem des tranken Sohnes galten.

In der That hand es um Prosper schlecht. Er hatte sich trotz seines anfänglichen Widerstrebens entschließen müssen, dem Drängen der Schwester nachzugeben und den Besuch des Doktors Harmens zu empfangen, der sehr lange bei ihm verweilte und ihn auf das Gründlichste untersucht hatte. Die Ansicht, die der Arzt alsdann mit voller Offenheit der Baroness gegenüber ausgesprochen, war dahin gegangen, daß für das Leben des Patienten eine unmittelbare Gefahr nicht vorhanden sei, daß aber sein Gemüthszustand die sorgfältigste Schonung und das ängstlichste Fernhalten aller neuen Aufregungen gebieterisch erforderte. Namentlich müsse jede Erinnerung an den gewaltsamen Tod seines Veters nach Möglichkeit vermieden werden, da vermuthlich gerade in der tiefen seelischen Erschütterung, welche dies schredliche Ereigniß hervorgerufen, die Ursache seiner nervösen Ueberreizung zu suchen sei. So ergab es sich denn von selbst, daß Prosper weder den Trauerfeierlichkeiten beizuwohnen, noch die Beileidbesuchen der zur Bestattung erschienenen Gäste entgegenzunehmen durfte, obgleich er nach dem Maße seiner körperlichen Kräfte sehr wohl dazu im Stande gewesen wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Preise für Haifische.

Die Seebehörde zu Triest hat einen Erlaß herausgegeben, der die Jagd nach Haifischen fördern soll, indem zugleich Preise für die Beute ausgesetzt werden. In dem Erlaße heißt es unter anderem: Für jeden Haifisch, welcher Art immer (ausgenommen die genießbaren) — es giebt ein halbes Duzend verschiedener im Mitteländischen Meer, wie der Sternhai, der eigentlich ziemlich harmlos ist, der Hundhai, Dornhai, Schweinshai, Staghai u. a. — wird eine Belohnung ausgesetzt, und zwar bis zu 1,50 Meter 10 K., über diese Länge 20 K.; für besonders große Haie werden 50 K. bezahlt. Für die Erlegung des menschenfressenden Haies werden Belohnungen von 40 bis 1000 K. für das Stück ausgesetzt. Die auf die Preise Anspruch erhebenden Fischer haben die erbeuteten Stücke dem nächsten Hafenamte vorzuweisen.

Die Menschenfresser unter den Haien zeigen sich bekanntlich erst seit den letzten Jahrzehnten im Mittelmeer; man nimmt an, daß sie durch den Suez-Canal aus den wärmeren südlichen Meeren eingewandert sind. Sie scheinen sich im Mittelmeer auch zu vermehren, die Lebensbedingungen sagen ihnen dort also zu. Schon mehrfach sind größere Haie Badenben gefänglich geworden. Neben vielen Bädern sind deshalb sogenannte Haifisch-Wächterthürme errichtet, von denen aus Wächter die Badenben warnen, sobald sie die Küstenriffe eines Haies in der Ferne aus dem Wasser ragen sehen.

Andy Carnegie hielt in Northampton Mass., eine Ansprache, in der er das Tanzen als ein schönes und empfehlenswertes Vergnügen bezeichnete. Er selber tanzt nicht; dagegen hat er aber oft das Vergnügen gehabt, zuzusehen, wenn viele andere Leute nach seiner Weise tanzten.

Zweierteil nimmt ein edler Junge seiner Mutter ernstlich übel; wenn sie ihn zum Einnehmen von Nicinus-Dei nöthigt oder ihn zwingt, sich die Hände zu waschen.

Ja, alte Liebe rostet nicht, Da fehlt's nicht an Beweisen — Doch zählt man oft, bis man sich triegt, Selbst schon zum alten Eisen.

„Also Sie wollen bei mir auf der Farm eintreten? Verlassen Sie denn etwas von Landwirtschaft und Viehzucht?“ „Aber gewiß.“ „Nun, wenn Sie eine Kuh melken sollen, an welche Seite von ihr legen Sie sich dazu?“ „An der Außenseite, selbstverständlich.“

Von seinem Wissen kann man nicht halb so gut leben wie von seinem Können.